

11.02.1902

Stadttheater: Oper.

[Der Postillon von Lonjumeau]

[Die Schweizerfamilie (Josef Weigl)]

Herr Vogel, der am Sonnabend als Postillon von Lonjumeau debütierte, scheint mir „fehl am Ort“ zu sein. Die Bildung seines nicht unsympathischen „Schmalztenors“ steckt noch so in den ersten Anfängen, ihm fehlt es noch so völlig an dem richtigen Gesangton, daß die Möglichkeit, ihn als Nachfolger des leider von uns scheidenden Herrn Plücker zu engagieren, ziemlich ausgeschlossen erscheint. Er teilt das traurige Los so sehr vieler, „gar übel belehrt“ zu sein. Seine Höhe ist unfrei und gequält, so daß sie meist häßlich gequetscht klingt. An Registertechnik fehlt es noch vollständig; die *voix mixte* ist völlig unentwickelt – daher die *parlandi* meistens resonanzlos und somit ohne Ton – in der höchsten Lage sucht sich der Sänger mit weibisch klingenden Falsettönen zu helfen. Gegen die Bezeichnung „Stimmregister“ scheint ja beiläufig wieder einmal ein Sturmhaufen zu beginnen, und die Parole „registerlose Tonbildung“ erklingt wieder. Vorläufig scheint jedoch keine Notwendigkeit gegeben, von der Bezeichnung abzuweichen, denn tatsächlich besitzt doch die männliche, wie die weibliche Stimme verschiedene unterschiedlich timbrierte Tonreihen, die teilweise parallel laufen und deren Phonation auf heterogene Weise geschieht. Das Entscheidende ist, ob die ganzen Stimmbänder oder nur die Stimmbandränder oder gar nur ein Teil derselben in Schwingung gesetzt wird. Ja, es scheint fast, als ob auch verschiedene Schwingungsformen – longitudinale oder transversale Schwingungen – in Betracht kommen könnten. Warum man aber eine Tonreihe von bestimmtem Klangcharakter und einem bestimmten Typus der sie hervorruhenden Bewegungskoordination nicht als „Register“ bezeichnen sollte, ist nicht zu ersehen. Also nennen wir das, was Herr Vogel erst noch in Ordnung zu bringen hat, ruhig seine Register. Mit seinem Atem weiß der junge Debutant auch noch nichts anzufangen, was mit dem Fehlen der *voix mixte* ja eng zusammenhängt. Seine Kurzatmigkeit zwingt ihn zu den störendsten Atemschnitten, selbst mitten in dem Wort „Morgenröte“, und die Atemzufuhr geht ziemlich geräuschvoll vor sich. Wenn zu alledem noch die willkürliche Behandlung der Zeitmaße und die ungeschulte, dilettantische Aussprache im Dialog in Betracht zieht, so vermag das unverkennbare Talent für munteres Spiel an dem Urteil „versungen und verthan“ nichts zu ändern. Man gebe uns unseren Cäsar Krause wieder – *aut Cäsar aut nihil*.

Der Sonntag brachte uns in allerliebster Aufführung Josef Weigls alte liebenswürdige „Schweizerfamilie“, die von der Bühne herab in der geschickten neuen Einrichtung und Konzentration einen überaus freundlichen und behaglichen Eindruck hinterließ. Die hübsch gearbeitete Ouvertüre klingt durch die feinsinnige Verwendung der Bläser sehr anmutig und lieblich. Die Introduction wirkt durch ihre Synkope hübsch; Herr Justitz, der sie mit Herrn Clemens sang, hat noch immer keine bemerkbaren Fortschritte gemacht. Sein einziger Vorzug, außer dem, hübsch auszusehen, ist sein launiges, lebhaftes Spiel. Aber einem talentvollen Anfänger, wie ihm, einen Kranz zu spenden, während eine Künstlerin ersten Ranges auf der Bühne steht, kann ihn nur kompromittieren. Fräul. Hoffmann als Emmeline spielte mit Wärme und zeigte wieder einmal ihre schöne, gutklingende Höhe. Das bekannte Duett mit Richard wirkt durch seine natürliche Anmut und ansprechende Melodik, sowie durch hübsche Stimmführungen noch heute sympathisch. Es nähert sich, wie fast die ganze Partitur, dem Stil Mozarts in der „Zauberflöte“. Wie wohlklingend sind die sauber gearbeiteten Ensembles, wie fein und künstlerisch ist das kleine, anspruchslose Orchester behandelt, wie fein ist sogar an vielen Stellen, z. B. in dem niedlichen Lied des Trotzels Paul, die Deklamation. Fräul. Marck als Mutter Gertrud gab mit dem üppigen Wohlklang ihres herrlichen Alts den Ensemblemitgliedern, namentlich wo sie, wie im ersten Quartett, die Melodie führte, ein unbeschreiblich wohltuendes Kolorit. Herr Rapp war ein biederer Schweizerbauer, wenn auch sein Dialog nach wie vor angelernt und unnatürlich klingt. Die melancholische Schalmeyenweise, die in der Schlußszene eine so wichtige Rolle spielt, ist vielleicht nicht ohne Einfluß auf die Entstehung der herrlichen „klagenden Weise“ im „Tristan“ geblieben. Bemerkenswert ist, daß Weigl am relativen Höhepunkt seiner bescheidenen Handlung als dramatisches Steigerungsmittel das Melodram verwendet! Das schöne schlichte Geigensolo wurde süß gespielt. Und auch die Holzbläser verdienen lobende Erwähnung. Von dem reizenden *Entr'acte*, der als Verwandlungsmusik zu Gehör gelangte, war leider durch die rücksichtslos laute Unterhaltung der Gebildeten buchstäblich fast nichts zu vernehmen. Die Aufführung, in der sich auch Herr Clemens durch seine Possierlichkeit hervorthat, verlief flott

und hübsch. Es sei übrigens im Anschluß an meine Vorbesprechung des Werkchens noch hervorgehoben, daß die alberne Hallucinationsszene glücklicherweise gleichfalls dem Blaustift zum Opfer gefallen ist.

An beiden Opernabende gab es auch Ballet. Die „Karnevalsfreuden“ am Sonnabend sind so ziemlich das geschmackloseste, was mir bisher auf diesem Gebiete begegnet ist. Eine Szene im Schneideratelier zu pantomimen, kann reizvoll sein, wenn die begleitende Musik parallel läuft und in Beziehung zu dem Dargestellten steht. Aber gleichgiltige Dinge szenisch vorzuführen und irgend ein beliebiges Musikstück dazu spielen zu lassen – na ja, bei unseren Ballet ist eben an Arrangements alles möglich, selbst daß das reizende Fräulein Czygan seine Anmut in ein Pierrotkostüm stecken muß. Wenn übrigens im Apollotheater eine jüdische Tanzkarrikatur vorgeführt wird, so ist das schlimm; auf einer vornehmen Bühne wirkt so etwas widerwärtig. Reizend war die polnische Mazurka der Damen Blechert und Esche, die übrigens im ersten Bild besonders verführerisch aussah und tanzte, ein drolliger Einfall, das zierliche Menuett der kleinen Anna Korsch mit dem riesengroßen hoffnungsvollen Herrn Sandrock, der schon im Opernchor stets seinem berühmten Namen durch tiefdurchdachtes Spiel und darstellerische Nüancen [Nüancen] hoch über den Köpfen der anderen Ehre zu machen bemüht ist. Am Sonntag gabs u. a. wieder die „Wiener Walzer“, von Fräulein Döring, Blechert und Esche reizend getanzt, aber wie schon früher gelegentlich betont, durchaus schlecht arrangiert. Man wird durch die fortgesetzt falsche und unmusikalische Phrasierung des Tanzes, durch die fortgesetzten Widersprüche zwischen Musik und Tanz höchst unangenehm berührt.